

„Bin das Küken unter Dinos“

Interview Vor seinem Auftritt beim MOZ-Talk spricht der Sänger Dirk Michaelis über Schubladen, Scheu und die gewachsene Wertschätzung des Ostrocks. *Von Michael Heider*

Als Sänger der Band Karussell legte Dirk Michaelis mit „Als ich fortging“ 1987 eine der großen Hymnen des Ostrocks vor. Trotzdem war der gebürtige Chemnitzer zunächst kein Fan der Genre-Zuschreibung. Am 18. März ist der 63-jährige Musiker einer der Gäste des MOZ-Talks in Frankfurt (Oder).

Herr Michaelis, Sie gelten als der „Unschubladisierbare“. Können Sie mit dieser Zuschreibung etwas anfangen?

Natürlich kann ich damit was anfangen. Und ich bin ganz froh darüber. Ich habe nämlich viele Jahre lang darüber nachdenken müssen, was ich eigentlich für Musik mache. Ich stellte dann fest, dass es recht schwierig ist, das in eine Schublade zu packen. Was ich tue, ist sehr dynamisch.

Wie schafft man es musikalisch, dynamisch zu bleiben, ohne der Beliebigkeit anheimzufallen?

Ich glaube, indem man seinen eigenen Stil hat. Egal, was man macht. Es fällt mir schwer, über mich selbst zu sprechen. Aber ich stelle fest, dass bei allem, was ich tue, immer eine gehörige Portion unverkennbarer Dirk Michaelis im Spiel ist.

Und woran erkennt man diesen unverkennbaren Dirk Michaelis?

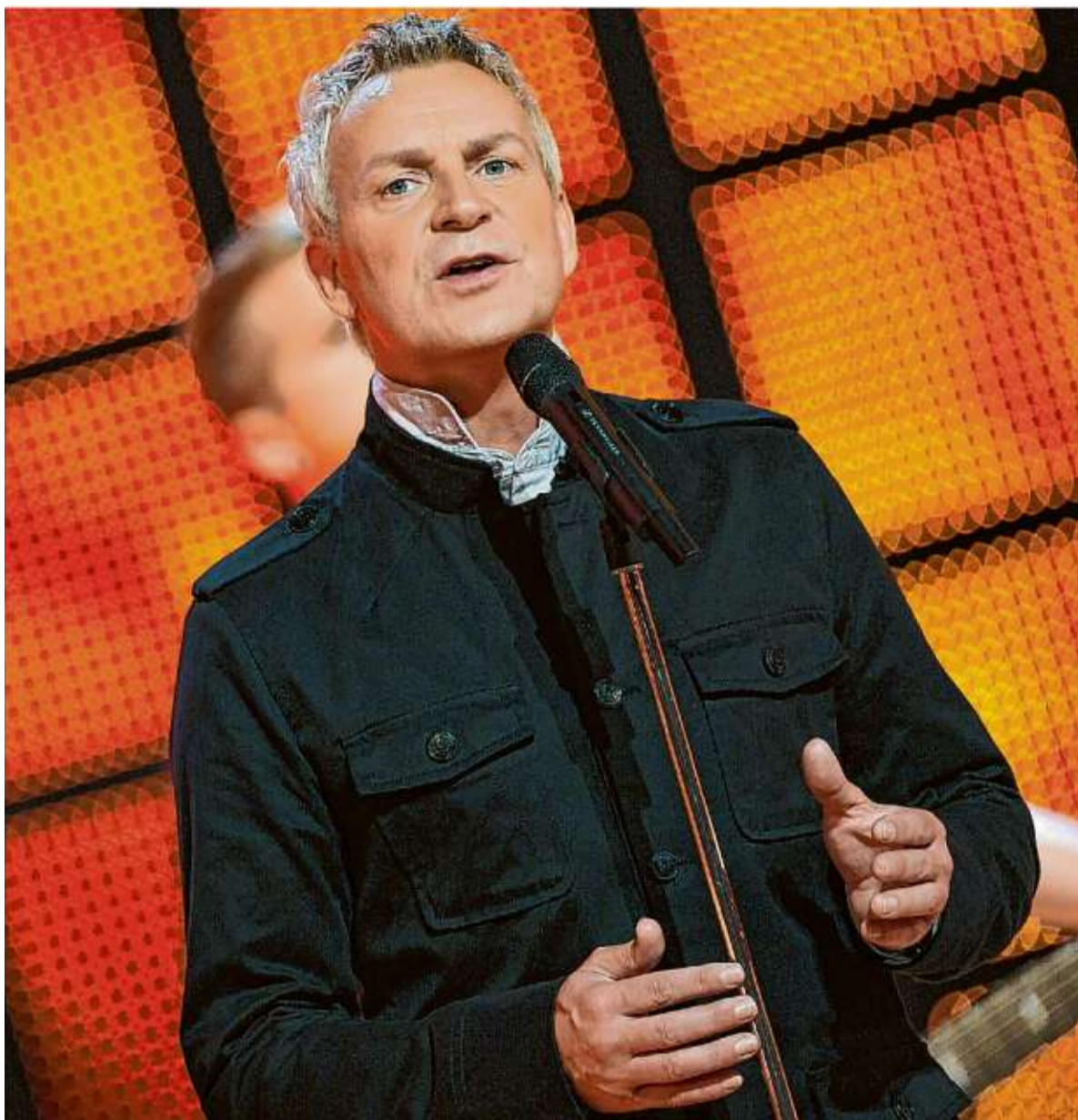
Das ist die Art Musik, die ich mache. Musik für Herz und Hirn. Es gibt ein „Ob-La-Di, Ob-La-Da“, es gibt aber auch „Helter Skelter“. Ein bisschen „The Long And Winding Road“ und trotzdem „When I'm Sixty-Four“. Ein ganz großer Anteil daran ist, dass ich in meiner Jugend sehr verschiedene Musik gehört habe und deswegen für viele Dinge offen bin.

Die genannten Titel sind allesamt Beatles-Songs. Ihre Einflüsse haben Sie damit deutlich benannt. Was Sie den Beatles inzwischen voraushaben, ist die Veröffentlichung eines Live-Albums. Das hat allerdings Jahrzehnte gedauert. Wieso?

(lacht) Das liegt einfach daran, dass ich mir selber nicht ganz traute. Es ist schwierig, sich selbst zu hören und einzuschätzen. Sie kennen das bestimmt, wenn Sie auf den Anrufbeantworter sprechen und das x-mal machen, weil Sie denken: „So klinge ich doch nicht?“ Deswegen habe ich mich lange gesträubt, ein Live-Album zu machen. Die Scheu habe ich inzwischen abgelegt.

War diese Scheu die Motivation hinter Ihren vielen Kollaborationen? Sie bilden mit André Herzberg und Dirk Zöllner „Die drei HIGHligen“, haben Konzerte mit City gespielt, gehen mit Georgi Gogow auf Weihnachtstournee.

Na ja, die habe ich mir nicht immer nur ausgesucht, sondern ich hatte die große Ehre, von vielen tollen Kollegen eine gewisse Wertschätzung zu erfahren. Oft kamen sie auf mich zu. Es sind gegenseitige Verabredungen. „Die drei HIGHligen“ sind ja faktisch ein Bandprojekt, keine Special-



Überzeugt mit anspruchsvollen Texten: Sänger und Komponist Dirk Michaelis *Foto: Rainer Jensen/dpa*

Guest-Geschichte. Ich nenne das gern die reife Boy-Group. Auch dass ich die Ehre hatte, bei den Rocklegenden zu spielen, hat mit meinem verrückten Lebenslauf zu tun. Dass ich selbst Teil dieser großartigen Gemeinschaft der Ostrocker werden konnte, erfüllt mich immer noch mit Dankbarkeit.

„Es gab viele, viele Metaphern für das Leben und für das Lieben bei uns.“

Dirk Michaelis
Sänger und Komponist

Jetzt haben wir doch eine Schublade gefunden: Ostrock. In einem Interview meinten Sie einmal, dass Sie den Begriff zunächst als Geringschätzung empfanden. Wieso?

In den gebrauchten Bundesländern konnten sie überhaupt nichts mit uns anfangen, weil man dort meist nichts von unseren Songs mitbekommen hat. Das lag nicht nur am Desinteresse, sondern auch an mangelnder Sendefähigkeit von Radio DDR. Aber es ist schon eine sehr eigenständige Art zu musizieren. Am Anfang war der Begriff nicht freundlich gemeint, inzwischen hat sich das aber umgedreht. Ich habe das Gefühl, der Ostrock hat an Wertung gewonnen. Darüber freue ich mich natürlich.

Wie erklären Sie sich diese gewachsene Wertschätzung des Ostrocks?

Ich glaube, es liegt daran, dass viele Menschen sich jetzt erst mit dieser Musik richtig beschäftigen. Es gab natürlich auch Vorbehalte von Menschen, die im Osten gelebt haben. Die wollten nicht viel damit zu tun haben und haben dadurch eine Menge versäumt. Das hat sich aber gedreht. Ich kriege viele E-Mails und Nachrichten in den sozialen Medien, in denen ich lese: „Mensch, hätte ich gewusst, dass die Songs mehr mit mir zu tun haben, denn wäre ich schon viel früher draufgekommen.“ Das finde ich schön. Es ist nie zu spät, gute Musik kennenzulernen.

Sicher nicht. Trotzdem ist es so, dass viele Ostrock-Bands gerade abtreten. City taten es bereits, Pankow sind noch auf Abschiedstour. Geht da was zu Ende?

Das ist der Zahn der Zeit. Einige Helden von früher sind nicht mehr in der Lage, richtig auf Tournee zu gehen. Ich bin selbst nicht mehr der Jüngste, obwohl ich das Küken unter den Ostrockdinos bin (lacht). Aber ich glaube, Ostrock wird trotzdem niemals verschwinden. Ich spiele auf meinen Konzerten auch nicht nur Songs, die bis 1989 entstanden sind. Von West- oder Nordrock redet niemand. Aber mit Ostrock weiß man etwas anzufangen. Das liegt auch an den Themen, die darin behandelt werden. Und der Art, wie diese Musik gemacht wird.

Inwieweit hatte diese Art mit den Verhältnissen in der DDR zu tun? Sie sind etwa für sehr poetische Texte bekannt. War die Poesie vor 1989 auch ein Weg, der Zensur ein Schnippchen zu schlagen und trotzdem auszudrücken, was einem auf dem Herzen lag?

Ich denke, genau das ist es, was den Unterschied ausmacht. Drehbuchautor und Regisseur Billy Wilder sagte einmal, wer sich von der Zensur erweichen lässt, war eben nicht gut genug. Im Prinzip war das bei uns auch so. Nicht umsonst gibt es Songs, die „Nach Süden“ heißen oder von Vögeln handeln, die im Käfig sitzen. Es gab viele, viele Metaphern für das Leben und für das Lieben bei uns. Und das Publikum hatte den Schlüssel. Vielleicht war es auch das, was die Menschen, die nicht hier gelebt haben, ein bisschen irritierte. Warum singt ihr denn nicht, warum es geht? „Macht kaputt, was euch kaputt macht.“ „Tja, es war eben eine andere Sprache.“

Beim MOZ-Talk am 18. März im Kleist-Forum in Frankfurt (Oder) sind neben Dirk Michaelis die US-Sängerin Jocelyn B. Smith, die Linken-Politikerin Heidi Reichhinek, der Viadrina-Student Alaa Khal sowie Michael Hüther, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln, zu Gast. Der Talk ist ausverkauft. Live-Termine von Dirk Michael: heute, 20 Uhr, Haus Schwärzetal, Eberswalde; 11.5., 16 Uhr, Konzerthalle, Bad Freienwalde; 11.10., 19 Uhr, Freizeitforum Marzahn, Berlin; weitere Infos unter www.dirk-michaelis.com

Vom Hansaviertel zur Karl-Marx-Allee

Ausstellung Die Fotografin Bettina Cohnen hat Menschen im Westen und im Osten Berlins fotografiert – in ihren Wohnungen.

Berlin. Sehr stilvoll eingerichtet war die Wohnung von Hanna Knebusch, erinnert sich Bettina Cohnen. Im Bungalow der West-Berlinerin im Hansaviertel hat die Fotografin für das Projekt „Duett der Moderne“ recherchiert. Die Fotos aus dem Hansaviertel korrespondieren mit Aufnahmen aus Wohnungen in der Karl-Marx-Allee. Nun sind sie bis 14. September im Mitte Museum in Berlin zu sehen.

„Alle Wohnungen, in denen ich fotografiert habe, waren eher klein, keine größer als 100 Quadratmeter“, erinnert sich Cohnen an die Besuche in den Jahren 2022 und 2024. Acht Fotoserien hat sie gefertigt und zeigt damit eher intime Einblicke in Bereiche, die normalerweise der Öffentlichkeit entzogen sind. „Ich habe zunächst einmal die Leute besucht und das Projekt beschrieben, bevor ich bei einem zweiten Besuch die Aufnahmen gemacht habe“, schildert Cohnen ihr Vorgehen.

So zeigen Aufnahmen aus dem Wohnhochhaus Schillingstraße einen jungen Mann und dessen Hund auf dem Sofa, auf dem Bett, auch Teile der Kücheneinrichtung sind zu sehen. Im Plattenbau QP 61 liest die Bewohnerin Zeitung, schaut aus dem Fenster, hantiert in der Küche.

Die Fotografierten seien während der Zeit der Aufnahme einfach ihren gewohnten Tätigkeiten nachgegangen, eine Inszenierung habe nicht stattgefunden, so Cohnen. Gefunden hat sie ihre Protagonisten über Bürgervereine, die sich mit der Geschichte und dem Leben in den Stadtteilen Berlins befassen.

Zwei Vorzeigeprojekte

Der Blick in die private Wohnatmosphäre unterscheidet Cohnens Bilderserien von Projekten, die sich mit der repräsentativen Außensicht auf die Gebäude befassen. Das Hansaviertel und die Karl-Marx-Allee, ehemals Stalinallee, waren Vorzeigeprojekte für die beiden konkurrierenden deutschen Politsysteme in Ost und West. Beide waren in ihrer jeweiligen Ausrichtung radikale stadtutopische Entwürfe, die auch heute noch aus der Berliner Stadtlandschaft herausragen.

„Die Menschen, die ich gesprochen habe, waren sich sehr bewusst, wo sie wohnen, und wollten auch genau dort sein“, berichtet die Fotografin, die auch in einem Fotoladen in der Karl-Marx-Allee beschäftigt ist. Anders als im Hansaviertel, wo die meisten der Porträtierten aus dem Westen kämen, gebe es in den Prunkbauten im Osten keine homogene Bewohnerschaft.

„Stadtplanung wurde auf eine neue Basis gestellt.“

Die beiden korrespondierenden Stadtviertel wurden auf den Trümmern des Zweiten Weltkrieges errichtet; aber es wurden auch noch existente Bauten für deren Neugestaltung abgerissen. Im Hansaviertel seien die Häuser gewesen, in denen herrschaftliche Wohnungen existierten, erklärt Museumsmitarbeiterin Sigrid Schulze. Die Herausgeber des Katalogs, Jan Dimog und Hendrik Bohle, haben zur Architektur der Stadtviertel und der Gebäude recherchiert und konnten so die Grundrisse der Wohnungen beisteuern, die sich ebenfalls in der Ausstellung finden.

Es war die Zeit der „autogerechten Stadt“, als Hans Scharoun 1946 die Planung für den Wiederaufbau Berlins konzipierte. Damals habe man der „mechanischen Auflockerung“, die der Zweite Weltkrieg gebracht habe, auch positive Seiten abgewinnen können, so Schulze. Es bot sich die Gelegenheit, die Stadtplanung auf eine völlig neue Basis zu stellen und Pläne einer neu gestalteten Stadtmoderne umzusetzen. Mit Fotos der Trümmerlandschaften aus seinem Bestand demonstriert das Museum Mitte, wie der Senat den Abriss und den Neubau im Hansaviertel dokumentierte. „Die Fotos dienen auch dazu, die Ausschreibungen für die Bauarbeiten zur Enttrümmerung vorzubereiten“, weiß Schulze. Heute sind es Dokumente einer verschwundenen Schicht der Stadt. *Richard Rabensaat*

Infos unter www.mitemuseum.de



Intime Einblicke: Bettina Cohnen fotografierte Menschen in Wohnvierteln der Berliner Nachkriegsmoderne. *Foto: Richard Rabensaat*



Spricht von einem historischen Schritt: Hermann Parzinger, scheidender Präsident der SPK

Finanzplus von Bund und Ländern sichert Zukunft der Stiftung Preußischer Kulturbesitz

Berlin. Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK) bekommt künftig mehr Geld von Bund und Ländern. Am Mittwoch unterzeichneten die Regierungschefs der Länder gemeinsam mit Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) in Berlin ein neues Finanzierungsabkommen. Es sieht eine Erhöhung der Grundfinanzierung der Stiftung ab 2026 um zehn Prozent oder zwölf Millionen Euro auf insgesamt knapp 135 Millionen Euro vor. Auf den Bund entfallen Dreiviertel der Kosten und auf die Länder das restliche Viertel. Die Zuschüsse der Länder waren mit Ausnahme Berlins seit

dem Jahre 1996 nicht mehr gestiegen. Außerdem übernimmt der Bund bereits allein die Kosten für Neubauten und Sanierungen. Der Gesamthaushalt der 1957 gegründeten Stiftung betrug 2023 einschließlich Sondermitteln rund 415,9 Millionen Euro.

Das neue Abkommen sei Scholz zufolge eine kraftvolle Investition in den Kulturstandort Deutschland. Bund und Länder bekannten sich damit gemeinsam zur größten Kultureinrichtung des Landes. „So kann sie ihre außergewöhnlichen Kunstschätze künftig noch besser zur Geltung bringen“, so Scholz.

SPK-Präsident Hermann Parzinger betonte, die Stiftung werde in Zukunft verstärkt bundesweit Flagge zeigen. So wolle sie mit Ausstellungen und Projekten im Rahmen eines neuen föderalen Programms stärker in den Ländern präsent sein. Parzinger sprach von einem historischen Schritt. Erstmals seit fast drei Jahrzehnten erhöhten die 16 Länder ihren Beitrag für die SPK.

Parzinger geht Ende Mai in den Ruhestand. Seine Nachfolgerin ist die bisherige Generaldirektorin der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Marion Ackermann. Zu der Stiftung mit ihren rund

2000 Mitarbeitern gehören insgesamt 25 Museen, Bibliotheken, Archive und Forschungsinstitute.

Das neue Abkommen unterstütze den Reformweg der Stiftung, unterstrich der scheidende Präsident: „Mit diesem Geld werden wir keine Löcher stopfen, es fließt in die Qualitätsverbesserung unserer Einrichtungen.“ Gemeinsam mit dem Ende Januar vom Bundestag beschlossenen neuen Stiftungsgesetz werde die SPK moderner und effizienter. „Das kommt vor allem unseren Besuchern zugute“, so Parzinger.

Das neue Stiftungsgesetz sieht unter anderem vor, dass die SPK

künftig nicht mehr allein von einer Präsidentin geführt wird, sondern von einem kollegialen Vorstand aus bis zu sieben Mitgliedern. Im Gegenzug soll der Stiftungsrat von 20 auf neun Mitglieder verkleinert werden. Herausgehobene Führungspositionen sollen nur noch zeitlich befristet besetzt werden und Verbeamtungen die Ausnahme bleiben. Zudem sollen die einzelnen Einrichtungen autonomer über den Einsatz ihrer finanziellen Mittel entscheiden können. *epd*

Infos: www.preussischer-kulturbesitz.de